

HATICE AKYÜN
Ali zum Dessert

Buch

In ihrem ersten Buch ließ Hatice Akyün die Leser teilhaben an ihrer Suche nach dem perfekten Mann. Ein deutscher Mann mit türkischem Temperament sollte es sein: ein Mann, so zuverlässig wie der Mercedes ihres Vaters und so feurig wie das Essen ihrer Mutter. Die Idee, sich nach einem türkischen Mann mit deutschen Eigenschaften umzusehen, wäre Hatice Akyün nie in den Sinn gekommen. Doch dann begegnet ihr eines Tages der ebenso kluge wie charmante Deutschtürke Ali, der sich mit allen Kräften ins Zeug legt, ihr Herz zu erobern. In ihrem neuen Buch erzählt Hatice Akyün von dem »Leben in einer neuen Welt«, das nun für sie beginnt, denn plötzlich ist nichts mehr wie es vorher war. Vor allem, als sich herausstellt, dass ihre morgendliche Übelkeit mitnichten auf einen kursierenden Grippevirus zurückzuführen ist, sondern auf ein kleines Mädchen, das sich entschlossen hat, die traute Zweisamkeit des frisch verliebten Paares gründlich durcheinanderzuwirbeln.

Ob Hatice Akyün von den ersten Turbulenzen der neuen Beziehung erzählt, von der Familienzusammenführung am Meer oder deutsch-türkischen Erziehungsmethoden: Stets gleichen ihre Geschichten den Splittern eines funkelnden Kaleidoskops, die sich zu einem farbigen Ornament zusammenfügen. Geschichten über Partnerschaft und Familie in zwei Kulturen, die den Leser in einen lebensprallen Kosmos entführen.

Autorin

Hatice Akyün wurde 1969 in Akpınar Köyü in Zentralanatolien geboren. 1972 kam sie mit ihrer Familie nach Deutschland, wo sie seither lebt. Hatice Akyün schreibt als freie Journalistin u.a. für den »Spiegel«, »Emma« und den »Tagesspiegel«. Mit ihrem ersten Buch »Einmal Hans mit scharfer Soße« gelang ihr auf Anhieb ein SPIEGEL-Bestseller. Hatice Akyün lebt mit ihrer Familie in Berlin. Für ihre Erzählungen, die unter anderem die Bedeutung der Sprache für gelungene Integration humorvoll ins Bewusstsein heben, erhielt sie 2009 den Duisburger Preis für Toleranz und Zivilcourage. Weitere Informationen unter www.akyuen.de

Von Hatice Akyün ist im Goldmann Verlag außerdem erschienen:

Einmal Hans mit scharfer Soße (15439)

Hatice Akyün

Ali
zum Dessert

Leben
in einer neuen Welt

GOLDMANN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SG5-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier München Super für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2010

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2008

by Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

in Anlehnung an die Gestaltung der Originalausgabe

(Design Team München)

Umschlagfoto: André Rival

KF · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15605-4

www.goldmann-verlag.de

Für Merve Johanna

Canım Kızıma

Dünyaya gözlerini açmanla ömrüme ömür kattın
birtanem.

Ben kendi öykümü kaleme dökmeye çalıştım
biriciğim, oysa sen henüz açtın gözlerini yeni bir
öyküye.

Yüzündeki tatlı, masum, güçlü ve ne istediğini bilen
gülümsemele dolu dolu bir yaşam sürmen dileğiyle
meleğim.

Inhalt

- 1 Heimat ist dort, wo du satt wirst 7
 - 2 Das Ewige-Liebe-Band 24
 - 3 Wenn der Verstand sich verabschiedet 43
 - 4 Ali zum Dessert 58
 - 5 Lieferzeit: Neun Monate 86
 - 6 »Sag doch *anne* zu mir« 104
 - 7 Wer braucht schon einen Heiratsantrag? 123
 - 8 Knoblauch, Gold und Blumensträuße 137
 - 9 Bevor du ein Haus kaufst, gewinne die Nachbarn 153
 - 10 Nasrettin trifft Rolf 169
 - 11 Onkel Mustafa 184
 - 12 Mein staatstragendes Gesicht 205
 - 13 Rückblick in die Zukunft 215
- Dank 222

1 *Heimat ist dort, wo du satt wirst*

Meine Wohnung in Berlin ist nicht sehr türkisch eingerichtet, abgesehen von einer Wasserpfeife aus blauem Glas, die mir vor vielen Jahren ein deutscher Freund aus seinem ersten Türkeiurlaub mitgebracht hatte. Ich habe keine Glasvitrine, in der Mokka gläser mit Goldrand stehen. Und vor goldenen Bilderrahmen, in denen Fotos meiner umfangreichen Familie kleben, bin ich bisher verschont geblieben. Auch bunte Teppiche gibt es nicht, dafür Oberlichter und schräge Fenster.

Ich lebe in einer Gegend von Berlin, die ich als Niemandsland beschreiben würde. Sie liegt in einem toten Winkel des sonst sehr lebendigen Bezirks Mitte, in dem das Bettenhaus der Charité steht – und gleich um die Ecke befindet sich das Deutsche Theater. Jeweils fünfhundert Meter in jede Himmelsrichtung sind die Sehenswürdigkeiten: der Reichstag, die Partymeile Oranienburger Straße und etwas weiter südlich das Brandenburger Tor. Ich nenne dieses Stück von Berlin-Mitte auch die »touristenfreie Zone«, weil sich kein Mensch hierher verirrt. Die Wege sind verschlungen, aber für mich lohnen sie sich, allein schon deshalb, weil ich von meiner Dachgeschosswohnung aus diese wunderbare Aussicht genießen kann.

In meinen vier Wänden fühle ich mich wohl. Ich mag die winzig kleine Küche, das Regal mit meinen schönsten Schu-

hen, und ich mag die Kleiderstangen, an denen meine Abendkleider hängen, lange Röcke und bunte Blusen.

Berlin ist für mich eine Weltstadt, die den Vergleich mit New York oder Istanbul nicht zu scheuen braucht. Ich muss es wissen, schließlich habe ich in allen drei Städten gelebt. Früher mochte ich die deutsche Hauptstadt nicht besonders. Das änderte sich erst, als ich vor einigen Jahren nach einem längeren Aufenthalt in New York in sie zurückgekehrt bin. Seitdem ist Berlin meine zweite Heimat geworden.

Meine erste Heimat ist Duisburg, genauer gesagt Duisburg-Marxloh, das Neukölln des Ruhrgebiets. Marxloh und Neukölln verbindet noch etwas, etwas weniger Erfreuliches: Beide Stadtteile sind in der Öffentlichkeit verrufen als Problembezirke mit hoher Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Schulklassen, in denen kaum noch ein deutsches Kind sitzt. Wenn es darum geht, soziale Brennpunkte zu zeigen, werden Marxloh und Neukölln häufig als unschöne Kulisse präsentiert.

Viele meiner Freunde mögen diese Stadtteile nicht, obwohl sie noch nie dort waren. Wenn ich von ihnen schwärme, hören sie gar nicht zu, sondern denken an rauchende Schornsteine, stinkende Abgase und Häuser in einem schmutzigen Einheitsgrau.

Mir würden diese Dinge eher bei New York einfallen. Wenn ich in meinem schäbigen Zimmer das Gesicht ganz dicht an das Fenster drückte, konnte ich unter mir ein Stück Straße sehen. Das Fenster zu öffnen war nicht möglich. Meine Mitbewohnerin erklärte mir, dass das zu gefährlich sei, und zeigte mir stattdessen den Schalter für die Klimaanlage. Menschenmassen marschierten unter mir vorüber, die von roten Ampeln nur so lange aufgehalten wurden, bis sie in der Autoschlange eine Lücke gefunden hatten, durch die sie hindurchschlüpfen konnten. New York ist unromantisch und hat im Gegensatz

zu Berlin keine Seele. Der größte Held von New York ist ein grünes Stück Papier, der Dollar, mit dem man sich Träume kaufen kann. Überall trifft man auf Menschen, die voller Hoffnungen in das Maul dieser gefräßigen Stadt gesprungen sind. Und oft genug spuckt New York sie einfach wieder aus, wenn sie den Härte-test nicht bestanden haben. Nicht umsonst heißt es: »*If you can make it there, you can make it anywhere* – wenn man es hier schafft, dann schafft man es überall.«

Nach einem knappen Jahr als freie Journalistin in diesem Moloch konnte ich es kaum erwarten, endlich wieder in Berlin zu sein. Ich freute mich auf Sicherheit und Aufrichtigkeit, auf Tiefsinnigkeit und Individualität. Und darauf, an einer roten Ampel zu warten und die Menschen zu beobachten. Ich mag diesen Mix aus Ostberlinern, Westberlinern und Zugewanderten. Und nicht zu vergessen die Bewohner von Berlin-Mitte, die mit der langen Ponypartie, die weich bis über die Augenbrauen fällt. Sie erinnern mich immer an Island Ponys, dabei sind es junge Frauen und Männer, die irgendetwas mit Medien oder Werbung zu tun haben, immer freundlich gucken und den ganzen Tag Latte macchiato trinken.

Wenn ich allerdings höre, dass jemand noch nicht in Istanbul war, rufe ich: »Fahren Sie sofort hin!« Istanbul ist für mich das New York der siebziger, das London der achtziger und das Berlin der neunziger Jahre. Eine Stadt, in der eine unglaubliche Aufbruchstimmung herrscht. Beyoğlu kann als das Berlin-Mitte von Istanbul bezeichnet werden, mit einer reichen Clubkultur und vielen Intellektuellen. Und es gibt auch das Charlottenburg von Istanbul – das ist Nişantaşı. Die Stadt hat, seitdem ich sie als Kind das erste Mal besuchte, eine schwindelerregende ökonomische Entwicklung genommen. Trotzdem herrscht weiterhin die Verbindung zwischen östlichem und westlichem Lebensstil vor. Neben den schönen Partygängern

ist die Stadt geprägt von den vielen Menschen, die ihre Dörfer verlassen haben und in die Metropole am Bosphorus gekommen sind, um ihr Glück zu versuchen. Man spürt förmlich den Stolz, den die Menschen in Istanbul verspüren, vergleichbar mit dem Ausspruch der Deutschen nach dem »Wunder von Bern«: »Man ist wieder wer.« Allerdings ist es bei den Türken so: Jedes Mal, wenn dieser Stolz erneut genährt wird, etwa mit den EU-Beitrittsgesprächen, dem dritten Platz bei der Fußballweltmeisterschaft 2002, dem Halbfinale bei der Fußballeuropameisterschaft 2008 oder dem Literaturnobelpreis für den Schriftsteller Orhan Pamuk, sagen sie: »Wir sind endlich wer« – und das ist noch einmal etwas anderes. Die Deutschen drückten das zum ersten Mal aus mit der Schlagzeile »Wir sind Papst!« Wir sind jedenfalls schon immer Orhan Pamuk, denn er ist einer von uns.

Mein jetziges Zuhause ist jedoch Berlin.

Wenn ich aus meiner Wohnung gedankenverloren beobachte, wie die deutschen Fahnen auf dem Reichstag gen Himmel Wellen schlagen, erinnere ich mich unweigerlich an die Fußballweltmeisterschaft im Sommer 2006. In dieser Zeit trug ganz Deutschland die Farben der Flagge, und es war ein erhabenes Gefühl dazuzugehören. Aber mehr noch. Diese Republik hat die Hoffnungen, die mein Vater besaß, als er vor Jahrzehnten sein anatolisches Dorf verließ, um nach Deutschland zu kommen, nicht enttäuscht.

Wenn ich mich in meiner Wohnung umschaue, bleibt mein Blick meist an einem verblichenen Foto hängen, das ich abziehen und auf Posterformat habe vergrößern lassen und das nun in einem terrakottafarbenen Rahmen an der Wand lehnt. Eine Frau mit Kopftuch steht vor einer groben Steinwand. Sie hat ein energisches Gesicht, trägt lange Röcke übereinander. Auf dem einen Arm hält sie ein Kind, ein zweites steht neben

ihr. Alle drei blicken ernst. Es wirkt wie ein Bild aus dem vorletzten Jahrhundert. Dabei ist es nicht einmal vierzig Jahre alt. Das Foto zeigt meine Mutter, *abla*, also meine ältere Schwester Gönül, und mich.

Diese Aufnahme hat eine Geschichte: Mein Großvater hat sie damals eigens anfertigen lassen. Da es in unserem anatolischen Dorf keinen Fotografen gab, musste er die Pferde anschirren, und wir vier sind mit der Kutsche feierlich in den Nachbarort Gediz gefahren, etwa eine Stunde entfernt von Akpınar Köyü, dem Ort, in dem wir wohnten. Meine Mutter trug ihr schönstes Kleid, sie hatte sich ein neues Kopftuch umgebunden und uns Mädchen saubere Sachen angezogen, die Gesichter und Hände gewaschen. So saßen wir auf der Kutsche und durften uns kaum rühren, denn meine Mutter passte auf, dass wir in diesem ordentlichen Zustand auch beim Fotografen ankamen.

Auf dem Bild kann man den Respekt erkennen, den wir vor ihm hatten. Kein Wunder, dass wir so ernst geschaut haben. Dieses Foto schickte mein Großvater meinem Vater nach Deutschland. Damit er in der Fremde eine Erinnerung an seine kleine Familie hat. Mein *baba* muss sich unheimlich darüber gefreut haben. Bis heute trägt er es in seiner Brieftasche, und die verblichene Farbe erinnert ihn an längst vergangene Zeiten.

Die Geschichte, die meine Mutter mir zu dem Bild erzählte, klang fast wie ein Märchen, mit dem Unterschied, dass sie wahre Helden hervorbrachte. Es war die Geschichte eines einfachen Ehepaares aus eben jenem Akpınar Köyü. Der Mann verließ sein Dorf für ein besseres Leben. Er wollte in einem fremden Land die Arbeit suchen, von der es in seinem zu wenig gab. Seine Reise führte ihn nach Duisburg, in ein Bergwerk, und später holte er seine Ehefrau und seine zwei Kinder

nach. Und eines Tages, als das Paar seinen Ruhestand an der türkischen Ägäis genoss, stellte es fest, dass Deutschland seine Heimat geworden war. Mein Vater merkte es daran, dass er in der Türkei seinen Mercedes und die doppelt verglasten Fenster seines Duisburger Hauses vermisste, und meine Mutter sehnte sich immer öfter nach ihrem ruhigen Leben in Deutschland.

Wenn ich dieses Foto betrachte, überfällt mich oft der Wunsch, mit meiner Mutter über ihr Leben in Akpınar Köyü zu sprechen, das für wenige Jahre auch mein Leben war. Aber sie reagiert darauf meist ein wenig unwillig, wenn ich danach frage, sagt sie mit einer wegwerfenden Handbewegung: »Ach, das ist doch schon so lange her.« Dabei würde ich zu gern mehr darüber erfahren, wie sie sich fühlte, als sie nach Deutschland aufbrach, um meinem Vater zu folgen. Da war sie mit ihrem dritten Kind schwanger, meiner Schwester Fatma. Doch hin und wieder gab sie auch Antworten, die ich nie vergessen habe: »In Akpınar Köyü war die Spitze des Minarets das Einzige, das in das Blau des Himmels stach. Nachts, wenn Fledermäuse mit ihren ausgebreiteten Flügeln lautlos um das Minarett schwebten, dann schien alles friedlich zu sein. Unser Dorf wurde umarmt von Weizenfeldern, war umwogen von Bächen und durchzogen von Schotterwegen. Jeder endete am Fuß eines grünen Hügels.«

Mein Vater hingegen erzählte schon immer mit Vorliebe von seinem Leben in der Türkei. Und jedes Mal, wenn er uns eine neue Episode präsentierte, entführte er uns in eine wahre Welt voller Wunder. Er schwärmte von Bergen, Adlern und Traktoren mit Dieselmotoren, von unglücklichen Lieben und blutigen Kämpfen, von der brennenden Hitze während der Erntezeit und dem klaren, kühlen Wasser. Mitten in unserem Duisburger Zechenhaus fühlten wir uns plötzlich wie in Anatolien.

Während wir Geschwister – nach Fatma bekam meine

Mutter noch meine Schwester Elif und meine beiden Brüder Mehmet und Mustafa – ihm gebannt zuhörten, kauten wir unaufhörlich auf Sonnenblumenkernen herum, um unsere Aufregung und Neugier zu bremsen. Die Fähigkeit, die Kerne mit den Zähnen aus der Schale zu lösen, haben wir alle von meinem Vater gelernt. Ich war gerade in der ersten Klasse, als er es mir beibrachte. Dabei nahm er einen Kern hochkant zwischen seine Schneidezähne, knackte die Schale auf, drehte den geöffneten Kern seitlich und fischte das weiche Innere mit seiner Zunge heraus. Um die Kerne so geschickt zu öffnen, dass ich nicht ständig Krümel zwischen den Lippen hatte, musste ich lange üben. Fast ein Jahr hat es gedauert, bis ich es perfekt beherrschte.

So wie es ein Schweinefleischverbot auf dem Grill meines Vaters gab, so war es uns untersagt, in der Öffentlichkeit, also auf dem Schulhof oder der Straße, Sonnenblumenkerne zu essen. Das hat sich bis heute nicht geändert. Viele Deutsche glauben, dass es typisch türkisch sei, die »ausgesaugten« Kerne einfach auszuspucken. Aber das stimmt nicht. Es ist reine Erziehungssache. In der Heimat meiner Eltern würde der Busfahrer jeden aus seinem Gefährt werfen, der es wagt, die Spelze einfach auf den Boden zu werfen.

Der *kuruyemişçi*, der Trockenfrüchthändler, bei dem man die Sonnenblumenkerne kauft, wird von den Türken heiß und innig geliebt. Niemals kommt meine Mutter aus der Türkei zurück, ohne etliche Tüten seiner Waren in ihren Koffern zu verstauen. Allein die Läden dieser Händler zu besichtigen ist eine reine Wonne und lässt einem das Wasser im Mund zusammenlaufen.

In Berlin gibt es ebenfalls so ein Geschäft, es heißt *Smyrna*, wie der griechische Name von Izmir, jener türkischen Stadt, in der meine Eltern den Sommer in ihrem Haus an der Ägäis ver-

bringen. Bei Berlinern ist das *Smyrna* bekannt für seine wunderbaren Trockenfrüchte. Wenn ich in Kreuzberg bin, führt mich mein Weg fast immer in diesen Laden. Frisch geröstete Pistazien, Dutzende von Teesorten und allerlei Süßigkeiten: Der Geruch ist so verführerisch, dass er mir alle Sinne benebelt. Die Köstlichkeiten werden in geflochtenen Weidenkörben angeboten, wie auf dem türkischen Basar. Es gibt Sonnenblumenkerne – gesalzen oder ungesalzen –, Kürbiskerne, Mais und Kichererbsen, geröstet, natur oder überzogen mit Gewürzen. Wer es nicht deftig mag, kann auch karamellierte Nüsse kaufen, getrocknete Aprikosen, Datteln oder eine der vielen Sorten *lokum*, jenen berühmten Türkischen Honig.

Hier nehme ich die längst vergessenen Gerüche meiner Kindheit wieder wahr. Ich kaufe eine Tüte Nüsse, und plötzlich tauchen Bilder vor meinem inneren Auge auf. Früher stand auf unserem Wohnzimmer Tisch immer eine Holzschale mit Sonnenblumenkernen und Pistazien, die wir am Nachmittag zu frisch gebrühtem Tee oder türkischem Mokka aßen. Bis heute befindet sich diese Holzschale, deren Innenfläche schon ganz abgegriffen ist, auf dem Tisch meiner Eltern, immer noch gefüllt mit wundervoll duftenden Köstlichkeiten und natürlich auch mit Sonnenblumenkernen. Meine Schwester Fatma nennt sie *eğlencelik*, was so viel bedeutet wie »für das Vergnügen«. In der Türkei gibt es sogar ein eigenes Wort für das Brechen der Kerne: *çitlemek*, weil es beim Öffnen eben das Geräusch *çit çit* macht.

In Akpınar Köyü, dem Dorf der reinen Quelle, wurde ich geboren. In meinen Erinnerungen verbinde ich es stets mit Wärme auf meiner Haut. Bewusst kenne ich es nur aus den Sommerferien, denn ich war erst drei Jahre alt, als ich das Dorf mit meiner Mutter verließ, und die Erinnerungen an meine ersten Lebensjahre sind nur dunkel.

Aber meine Geschwister und ich kehrten als Kinder häufig zurück, um die Ferien dort zu verbringen. Der Tag fing damit an, dass der Dorfhirte die Kühe auf die Weide trieb und alle Bewohner ihre Gatter öffneten, damit die Tiere ins Freie konnten. Für uns Kinder war es aufregend zu beobachten, wie die Kühe aus ihren Ställen hinaus- oder am Abend wieder hineinliefen. Doch das Größte war für uns das Melken. Natürlich gab es keine Maschinen, die das übernahmen. Bis heute wird alles per Hand gemacht.

Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, nahm mich Onkel Musa, der Bruder meines Vaters, das erste Mal mit in den Stall. Er hockte sich neben die Kuh, und ich durfte mich daneben stellen. Dann schob er einen schweren gusseisernen Eimer unter das Euter. Dass die Kühe sich bereitwillig an den Zitzen ziehen ließen, hat mich sehr verwundert. Es schien, als gäben sie die Milch gern her. Onkel Musa drückte gekonnt die Milchdrüsen, und bei jedem heftigen Strahl lobte und streichelte er die Kuh. Einmal schlug eine Kuh so heftig mit ihrem Schwanz, dass sie mein Gesicht traf. Das tat weh, aber der Schmerz war längst nicht so schlimm wie der Tritt eines Esels, den ich tags zuvor erhalten hatte. Die Jungkühe wollten jedoch überhaupt nicht stillstehen, sie schlugen aus, und manchmal kippte der halbvolle Eimer mit frischer Milch um. Dann stieß mein Onkel Tiraden von Flüchen und Schimpfwörtern aus.

Wenn alles ohne Probleme ablief, machte sich Onkel Musa einen Spaß daraus, uns Kinder mit Milch vollzuspritzen. Tante Halime, seine Frau, nahm ihm dann aber immer schnell den Eimer weg, um die gerettete Milch weiterzuverarbeiten. Sie siebte sie durch ein Tuch und ließ sie über Nacht in einer Schüssel stehen. Am nächsten Morgen schöpfte sie den Rahm von der Oberfläche ab, gab ihn in ein hölzernes Fass und schlug ihn so lange, bis Butter daraus wurde. Zum Früh-

stück aßen wir sie auf selbstgebackenem Brot, und ich kann mich heute noch an den würzigen Geschmack erinnern.

Nach dem Melken musste aber auch der Stall ausgemistet werden. Tante Halime hielt uns einen Spaten hin und sagte: »Los Stadtkinder, helft mit. Das wird euch nicht schaden.«

Die Kühe meines Onkels hatte zum Teil mein Vater bezahlt, als er schon einige Jahre in Deutschland gearbeitet hatte und Geld zur Seite legen konnte. Es war sein Beitrag zu einem besseren Leben seiner Geschwister.

Meine Großeltern mütterlicherseits, die ebenfalls in dem Dorf lebten, hatten neben Kühen und Schafen auch viele Hühner. Für uns Kinder war es etwas Besonderes, die kleinen weichen Küken anzufassen und zu streicheln. Einmal verfolgte uns eine Henne über den ganzen Hof, weil meine Schwestern und ich ihre Kleinen in die Hand genommen hatten. Kreischend liefen wir davon. Mein Vater lachte über uns, als er das sah. Er fand es lustig, dass wir uns in der Welt, die für ihn so vertraut war, derart unbeholfen bewegten.

Durch unser Dorf liefen viele Bäche, und das bedeutete, dass es gerade im Sommer viele Mücken gab. Für meine Verwandtschaft war das kein großes Problem, denn sie hatten sich in all den Jahren daran gewöhnt. Wir Stadtkinder aber kämpften mit den vielen Stichen, und meine Mutter hatte in weiser Voraussicht immer eine Flasche Autan aus Deutschland mit dabei. Abends, wenn wir alle gemeinsam draußen saßen, rieb sie unsere Gesichter, Arme und Beine mit der übel riechenden Flüssigkeit ein. Meine Cousins und Cousinen lachten uns deshalb oft aus.

Onkel Musa war der Erste im Dorf, der einen Traktor sein Eigen nennen konnte. Auch hierbei hatte ihn mein Vater finanziell unterstützt. Das Gefährt war grün, und in gelber Schrift war darauf zu lesen: »John Deere«. Aber meistens konnte man den Namen des Herstellers nicht entziffern, weil der Traktor

mit schwarzer Erde überzogen war. Noch heute schwärmt mein Vater von dieser fruchtbaren dunklen Erde, die die Ernte in seinem Heimatdorf immer sehr ertragreich machte.

Uns war »John Deere« egal, wir wollten nur einmal am Steuer sitzen und mit ihm durchs Dorf fahren. Mein Onkel konnte dagegen gar nicht oft genug betonen, was für einen tollen Traktor er besaß. »Der kommt aus England«, rief er stolz jedem entgegen. Und: »Mein Bruder aus Deutschland hat ihn mir geschenkt.«

Kismet, Schicksal, antwortete meine Mutter kurz, als ich sie wieder einmal danach fragte, warum sie meinem Vater in ein Land gefolgt war, dessen Namen sie bis heute nicht richtig aussprechen kann. *Kismet* kommt bei ihr immer dann ins Spiel, wenn sie etwas nicht erklären kann oder ihre Geschichten einen mystischen Anstrich erhalten sollen. Für sie ist es eine höhere Macht, die ohne menschliches Zutun das Leben grundlegend beeinflusst. Als ich ihr sagte, dass eine solche Erklärung in diesem Fall keinen Sinn mache, schließlich sei es ihre eigene Entscheidung gewesen, nach Deutschland zu gehen, wurde sie böse. Niemals würde sie meinen Einwand gelten lassen, sagte sie resolut, denn über *kismet* werde nicht diskutiert. Basta.

Das Wort »basta« kennt sie von ihrer italienischen Nachbarin in Duisburg.

Ein anderes Mal erzählte sie mir überraschend ausführlich von meiner Geburt: »Unser Moscheevorsteher, Ahmet Hoca, sang gerade sein Morgengebet, als ich dich mithilfe deiner Großmutter, deiner Tante Neslihan und unserer schwangeren Nachbarin Zübeyde auf die Welt brachte. Ihr Sohn Yusuf ist dein Milchbruder, weil Zübeyde dich gestillt hat, wenn ich auf das Feld hinausmusste, um die Ernte einzuholen. Am Tag deiner Geburt stand dein Vater den ganzen Morgen über gegen das meterhohe Holztor gelehnt, die Zigarette im Mundwinkel.

Er wartete auf deine Ankunft. Erst als deine Tante ihn hineinrief, richtete er sich auf, schnippte die letzte Zigarette hinter sich in eine Pfütze und ging ins Haus. Deine Großmutter hatte dich bereits mit warmem Wasser gewaschen, das sie auf dem Ofen heiß gemacht hatte.«

Und sie erinnerte sich noch an eine weitere Geschichte: Während sie mit mir schwanger war, habe sie sich bei der Nachbarin eine schwarze Olive vom Tisch stibitzt. Anschließend habe sie sich mit dem Finger, mit dem sie in die Schale mit den Oliven gegriffen hatte, am linken Unterschenkel gekratzt. So erklärte sie mir den olivengroßen Leberfleck, der auf meinem linken Unterschenkel nicht zu übersehen ist.

»Daran wird man dich erkennen, solltest du verloren gehen«, sagte meine Mutter oft, als ich noch ein Kind war. Mit zwanzig hat ihn mir ein Arzt in Duisburg wegen Verdachts auf Hautkrebs entfernt.

Trotz meiner Geburt sei der 15. Juni 1969 ein trauriger Tag gewesen, erzählte mir meine Mutter. Wahrscheinlich wurde gerade die Weizenernte eingefahren, wahrscheinlich hingen die Kirschen in voller Reife dunkelrot an den Bäumen. Aber vor allem war es der Tag, an dem mein Vater in den Bus stieg, um in Istanbul eine mehrtägige Zugreise anzutreten – nach Deutschland. Bevor er aufbrach, gab er mir noch den Namen seiner verstorbenen Mutter: Hatice.

Der Name kommt aus dem Arabischen, und wenn ich meinen Vater nach seiner Bedeutung fragte, antwortete er immer, er sei aus dem Koran, die Frau des Propheten Mohammed habe ihn getragen. Also nahm ich an, dass er keine weitere Bewandtnis hatte. Vor ein paar Monaten lernte ich jedoch auf einer Lesereise einen arabischen Imam kennen, der mir erzählte, dass mein Name mit »das frühe Mädchen« übersetzt werden könnte.

Die Holzhütte, in der wir in unserem Dorf wohnten, hatte mein Großvater für seine Familie gebaut. Darin gab es zwei Zimmer. In dem einen lebten mein Vater, meine Mutter, meine ältere Schwester und ich, in dem anderen der Bruder meines Vaters, Onkel Musa, mit seiner Familie. Mein Großvater, der Vater meines Vaters, schlief neben dem Ofen in der Küche. Die Großmutter war schon früh gestorben. Die Fenster des Hauses waren nichts weiter als Löcher, an denen Holzläden angebracht waren, um die Sonne abzuhalten. Das taten sie auch, aber vor dem Wind boten sie keinen Schutz.

Was hatte mein Vater meiner Mutter versprochen, als er sich am Tag meiner Geburt auf den Weg nach Deutschland machte? Er sagte ihr, er würde nur so lange bleiben, bis er das Geld für ein Ziegelsteinhaus zusammenhätte.

Meine Mutter wusste, dass alle Ehemänner, die in Deutschland arbeiteten, schon nach relativ kurzer Zeit viel Geld an ihre Familien in der Türkei schickten. Aber bis es bei meinem Vater so weit war, bis er überhaupt in der Fremde angekommen war, bis dahin lag ein weiter Weg vor ihm. Er führte ihn zuerst nach Kütahya, wo er einen Arbeitsantrag stellen musste. Anschließend musste er zu einer ärztlichen Untersuchung in die Hauptstadt Ankara und zu einer zweiten nach Istanbul. Der Traum, den er von Deutschland hatte, war mit viel Bürokratie verbunden.

Die Männer, die ihre Heimat verlassen wollten, wurden von deutschen Ärzten untersucht, türkische Dolmetscher übersetzten. Alles wurde geprüft: Augen, Ohren, Knochen, Herz und Nieren. Nackt standen sie vor den weißbekittelten Männern. Nie wieder, so erzählte mein Vater, sei er so gründlich durchgecheckt worden. Er hatte Glück. Der Arzt, vor den er treten musste, war mit ihm zufrieden. Andere Männer wurden wieder zurückgeschickt in ihre Dörfer, weil ihre körperliche

Verfassung nicht ausreichte. Die Enttäuschung stand ihnen ins Gesicht geschrieben, ein Dolmetscher war überflüssig.

In diesem Juni 1969 setzte sich mein Vater, nachdem er nach einer langen Busfahrt in Istanbul angekommen war, in den Zug. Drei Tage dauerte die Reise nach Deutschland, immer weiter entfernte er sich von seiner Ehefrau und seinen beiden Töchtern. Die Ankunft in München hat er noch lebhaft in Erinnerung: »Wir wurden sehr herzlich von den Deutschen empfangen. Sie gaben uns etwas zu trinken und zu essen.«

Von dort aus wurde mein Vater mit anderen Männern, die wie er aus der Türkei gekommen waren, weiter nach Duisburg geschickt. Am Bahnhof erwartete sie der Chef eines Männerwohnheims und brachte sie zu ihrer Unterkunft. Zu viert teilten sich die Männer ein Zimmer. Als ich ein Kind war, zeigte mir mein Vater einmal das Gebäude. Bewohnt war es zu dem Zeitpunkt nicht mehr. Aber ich war entsetzt darüber, unter welchen Bedingungen mein Vater einige Jahre dort hatte leben müssen. Er tat mir leid, und ich habe mir damals schon geschworen, dass ich alles tun werde, damit meine Eltern nie wieder in Armut leben müssen.

In Duisburg wurde mein Vater innerhalb weniger Wochen zum Bergmann ausgebildet. Das war eine große Umstellung für ihn. In der Türkei hatte er als Landwirt gearbeitet, und schon als Kind war er als Dorfhirte mit den Herdentieren hinaus auf die Weiden gezogen. Jeden Tag sah er den weiten Himmel, die vorüberziehenden Wolken, die oftmals gleißende Sonne. In Duisburg musste er diese helle und weite Welt vergessen. Bei der ersten Fahrt hinab in den Schacht, in eine Tiefe von 1200 Metern, bekam mein Vater Todesangst. An die Dunkelheit konnte er sich nie gewöhnen.

Für die türkischen Gastarbeiter in Deutschland – so wurden sie damals noch genannt – war es schwierig, die Verbindung

zu ihren Familien aufrechtzuerhalten. In unserem anatolischen Dorf gab es kein Telefon, und auf die Post war kein Verlass. Außerdem konnten meine Eltern weder schreiben noch lesen. Wenn sie Briefkontakt zueinander halten wollten, mussten sie Freunde und Verwandte bitten, ihnen beim Aufschreiben zu helfen.

Über Rundfunk – in dem Wohnheim gab es ein Radio – erfuhr mein Vater von dem Unglück, das sich wenige Monate nach seiner Ankunft in Deutschland in der türkischen Heimat ereignete: »Die Erde bebte in Kütahya, wozu auch unser Dorf Akpınar Köyü gehört. 1100 Tote gab es, und Gediz, nur wenige Kilometer von unserem Dorf entfernt, wurde vollständig zerstört.«

Es waren einige Stunden nach Mitternacht, als meine Mutter die Erdstöße bemerkte. Seitdem mein Vater in Deutschland war, wohnte sie mit meiner *abla* Gönül und mir bei ihren Eltern. Mit meiner Schwester im Arm konnte sie sich ins Freie retten. Das Haus brach hinter ihr zusammen, als sei es aus Karten zusammengebaut. Sie erzählte, dass sie noch mein Weinen gehört habe, aber das Zimmer im ersten Stock sei zu weit weg gewesen, um mich zu holen. Sie hatte sich mit ihren Eltern und meiner Schwester im Erdgeschoss aufgehalten, und beim ersten Beben waren alle nach draußen gelaufen.

Bei Sonnenaufgang trugen die Männer die Trümmer der Hütte ab. Ahmet Hoca kam, um ein letztes Gebet für das Kind zu sprechen. »Du hättest tot sein müssen«, sagte meine Mutter. »*Kismet* hat dich gerettet.«

Aber es war auch das Deutsche Rote Kreuz gewesen. Wir lebten monatelang in einem Zelt, das die Helfer aus Deutschland mitgebracht hatten. Sie gaben uns warme Decken und sauberes Wasser. Deutsche Ärzte kümmerten sich um die Verletzten, ich erkrankte an Gelbsucht, die mit deutschen Medikamenten geheilt wurde.

Nachdem meine Mutter meinem Vater nach Duisburg gefolgt war, wuchsen wir Kinder in einer Parallelwelt auf. Zu Hause wurde nur Türkisch gesprochen, und meine Eltern reden bis heute kaum Deutsch. Eigentlich die besten Voraussetzungen für eine nicht gelingende Integration. Aber manchmal stimmen Klischees eben nicht.

Als Kind wartete ich jeden Donnerstag darauf, dass der Bücherbus um die Ecke bog, damit ich mir Bücher ausleihen konnte. Ich hatte die Unterschrift meines Vaters gefälscht, um an den Ausweis zu kommen. Er wollte, dass wir den Koran lesen. Und ich habe gedacht, dass er vielleicht böse wird, wenn er sieht, dass ich andere Bücher bevorzuge. Das war aber nicht so. Er lachte, als ich es ihm erzählte, und wollte sofort sehen, wie ich es angestellt hatte, seine Unterschrift nachzumachen.

Dutzende von Büchern schleppte ich jede Woche nach Hause. In dieser Zeit stellte ich fest, dass manche Mädchen aus meiner Klasse nach der Schule zum Reitunterricht gingen, während ich zum Koranunterricht musste.

Meine Eltern bereiteten uns auf ein Leben in der Türkei vor, schließlich wollten sie nur ein paar Jahre in Duisburg bleiben. Eines Tages aber wachten sie auf und merkten, dass sie nach fast vierzig Jahren in Deutschland noch immer auf gepackten Koffern saßen und es nicht geschafft hatten, nach Anatolien zurückzukehren.

Als Kind dachte ich, wir seien sonderbar. Wir aßen anders, wir sprachen anders, wir rochen anders. Ich habe das als sehr schlimm empfunden. Erst als ich älter wurde, stellte ich fest, mit wie viel Reichtum ich gesegnet war. Ich hatte die Chance, in zwei Sprachen und zwei Kulturen aufzuwachsen; und ich begriff, dass ich eine Menge vermissen würde, wenn ich mich für eine meiner Welten entscheiden müsste.

Manchmal packt mich eine tiefe Sehnsucht nach dem Le-

ben in der Türkei. Dann fahre ich in das Land meiner Kindheit, lasse mich verwöhnen, genieße mein Lieblingsgericht *adana kebab* und die Wärme, aber bald schon bekomme ich Heimweh nach Deutschland und kehre zurück in mein alltägliches Leben. Es gibt Dutzende von türkischen Sprichwörtern zum Gefühl einer Heimat. Wenn wir als Kinder nach Anatolien wollten, sagte mein Vater oft: »*İnsanın vatanı doğduğu yer deyil, doyduğu yerdir* – nicht, wo du geboren bist, sondern wo du satt wirst, ist deine Heimat.« Heute weiß ich, was er damit meinte. Ein anderes türkisches Sprichwort lautet: »*Sorma kişinin aşım, sohbetinden belli eder* – frage nicht, woher jemand kommt, er wird es durch seine Erzählungen offenbaren.«

Wenn ich meine Augen schließe und an Heimat denke, sehe ich das »Niemandland« zwischen Charité und Deutschem Theater, ich sehe das verblichene Foto an der Wand in meiner Wohnung, das Vollkornbrot in den deutschen Bäckereien, die schwarz-rot-goldenen Fahnen des Reichstags und höre den Jubel der Menschen vor dem Brandenburger Tor in diesem Sommer 2006.



Hatice Akyün

Ali zum Dessert

Leben in einer neuen Welt

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-15605-4

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2010

Träume deutsch, Liebe türkisch, Chaos komplett!

In ihrem Bestseller »Einmal Hans mit scharfer Soße« erzählte Hatice Akyün mit Witz und Temperament von den Irrungen und Wirrungen auf der Suche nach dem deutschen Traummann. Doch als sie eines Tages dem charmanten Ali begegnet, ist Hans vergessen. Von nun an steht ihre Welt Kopf, denn Familienzusammenführung auf Türkisch ist eine turbulente Angelegenheit, bei der kein Auge trocken bleibt ... In der Fortsetzung ihrer liebevoll-amüsanten Auseinandersetzung mit Deutschen und Türken lässt Hatice Akyün uns teilhaben an dem wundervollen Abenteuer, in zwei Familien zu Hause zu sein.

Witzig und pointiert nimmt Hatice Akyün die Eigenarten ihrer deutschen und türkischen Landsleute unter die Lupe.

 [Der Titel im Katalog](#)